

Leseprobe aus:

**Guido Dieckmann**

# Herrin über Licht und Schatten



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

Jenny Biow mied das Atelier ihres Vaters, seit dessen neuer Verwalter dort ein und aus ging. Der Name des Mannes war Bossard. Er sah gut aus, war tüchtig und begegnete jedem mit einem Lächeln, und doch traute Jenny ihm nicht über den Weg. Ingeheim hoffte sie, dass ihr Vater Bossard noch vor Jahresende auf die Straße jagen würde, damit sie wieder allein mit ihm im Atelier sein konnte. Doch wie die Dinge lagen, musste sie sich das wohl aus dem Kopf schlagen.

Bossard dagegen ignorierte Jenny geflissentlich. Seine Blicke galten allein den Zwillingschwestern Berta und Charlotte, die seit frühester Jugend im Haus der Biows arbeiteten. Wann immer Bossard eine von beiden traf, zwinkerte er ihr zu oder gab vor, ihr unter die Röcke zu greifen. Die Mädchen stoben dann zwar kreischend davon und schalten Bossard einen Herumtreiber und Wüstling, doch Jenny wusste genau, dass ihre Empörung nur gespielt war. Noch nie hatten sie sich beim Hausherrn über die Zudringlichkeiten des Malers beschwert. Vermutlich gefiel es den törichten Geschöpfen einfach, dem neuen Verwalter schöne Augen zu machen.

Seit die Tage wieder kürzer und die Nächte frostiger wurden und die Blätter der Bäume, die den Kirchhof von St. Maria Magdalena säumten, sich verfärbten, nahm sich insbesondere Berta Frechheiten heraus. Berta war schlau; ihr entging nicht, dass sich ihr Angebeteter in den Augen seines Herrn immer größerer Achtung erfreute, während Jenny von kaum jemandem mehr besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Jenny gefiel das ebenso wenig wie der Ton, in dem Bossard den Gehilfen ihres Vaters Befehle erteilte. Daran änderte auch sein gutes

Aussehen, die breiten Schultern und der sorgfältig gestutzte dunkle Bart nichts, der seine stets zu einem ironischen Lächeln gerundeten Lippen umgab und ihn älter erscheinen ließ. Kurzum, Jenny misstraute ihm; für sie blieb es unbegreiflich, wie ein Herumtreiber es schaffen konnte, so rasch zur rechten Hand ihres Vaters, des allseits geachteten Breslauer Kunstmalers Raphael Biow, aufzusteigen.

Jenny merkte wohl, wie die Ausstrahlung, die von Bossard ausging, ihm half, andere für sich einzunehmen. Ein einziger Blick von ihm schien zu genügen, um jeden im Haus willenlos zu machen und auf seine Seite zu ziehen.

Jeden, mit Ausnahme von Jenny.

Sie hielt Bossard für keinen besonders begabten Maler, jedenfalls gefielen ihr seine Bilder nicht so gut wie die des alten Iwan, der schon vor ihrer Geburt für ihren Vater gearbeitet hatte und sie als Kind oft zu seinen Füßen bunte Blumen malen lassen. Bossard benutzte fast nur dunkle, düstere Farben. Gerüchten zufolge malte er heimlich mitten in der Nacht, nachdem sein Arbeitgeber zu Bett gegangen war, lose Frauenzimmer und raubte ihnen bei teuflischen Ritualen ihre Seele. Nun, dabei hatte Jenny ihn bedauerlicherweise noch nicht erwischt, aber sie nahm sich vor, auf der Hut zu sein. Wenn sie ihrem Vater nur Beweise dafür lieferte, dass Bossard das Haus der Biows in Verruf brachte, jagte er ihn bestimmt davon. Dann gab es für sie keinen Grund mehr, sich vor seinen durchdringenden Augen zu fürchten.

Vielleicht war es aber schon zu spät, und ihr Vater ließ sich von ihr nicht mehr überzeugen. Angeblich besaß Bossard eine Empfehlung des alten Grafen Karl Georg von Hoym, für den ihr Vater einmal gearbeitet hatte. Ob der eine Ahnung hatte, woher Bossard kam und was er in Breslau wirklich suchte? Jenny erinnerte sich, wie sich ihr Vater gleich nach Bossards Ankunft mit dessen Skizzen in der Farbenkammer eingeschlos-

sen hatte. Im ganzen Haus hatte sich daraufhin eine sonderbare Stimmung breitgemacht. Niemand hatte auch nur geflüstert. Schließlich hatte der alte Maler Jenny befohlen, einige seiner Freunde zu rufen, darunter Baumeister Schindler und Herrn Thiele, den königlichen Aufseher über die Baukommission, mit denen er seit vielen Jahren zusammenarbeitete. Zu ihrer Enttäuschung hatte Jenny der Unterhaltung der Männer nicht beiwohnen dürfen, denn ihre Mutter hatte ihr befohlen, ein kleines Fass Burgunder aus dem Weinkeller zu holen, was sonst eigentlich nur zum Passahfest oder zur Feier eines großen Auftrags geschah. Vielleicht sah der alte Maler ja wieder einem ganz besonders wichtigen Auftrag entgegen? Aber warum brauchte er dafür ausgerechnet Bossard?

Bald darauf hatte Bossard begonnen, sich aufzuspielen, als wäre er der König von Preußen. Die Gehilfen und Lehrjungen stellten die Anweisungen des neuen Verwalters nicht in Frage. Die älteren meinten sogar, dass Raphael Biow, der seinen Titel eines königlich preußischen Malers harter Arbeit und der Fürsprache einiger einflussreicher Herren am Hof des Königs verdankte, allmählich müde wurde und sich danach sehnte, sein Atelier in jüngere Hände zu übergeben. Es dauerte nicht lange, da hingen nicht nur die Lehrbuben an Bossards Lippen, wenn er ihnen mit glänzenden Augen seine Vorstellungen von Schönheit und Perspektive auseinandersetzte. Jenny, die den Malern früher manchmal Erfrischungen oder saubere Tücher gebracht hatte, fand dieses Gehabe albern. Es stieß sie ab, wie Bossard sich gegen das Geländer der Galerie lehnte, ein Gemälde oder einen Entwurf ins Licht der Lampe hielt und ihn dann mit der Miene eines Kenners begutachtete, als habe er es mit einem Schüler zu tun, der auf seine Ratschläge wartete. Sonderbarerweise schien Jennys Vater Bossards Urteil zu fürchten wie ein überführter Gauner den Galgenstrick. Für gewöhnlich fiel das Urteil des jungen Mannes zwar günstig aus, zuweilen legte er

jedoch den Kopf schräg, kniff die Augen zusammen und gab vor, günstigeres Licht zu brauchen, um das Werk hinreichend würdigen zu können. Anstatt sich über die Frechheit des jungen Burschen zu ärgern, machte Biow in diesem Fall nur ein betretenes Gesicht und zog sich mit Bild und Kritiker zurück, um zu erörtern, was ihm misslungen war und wo er den Pinsel erneut ansetzen musste. Niemand, nicht einmal Jenny, durfte ihn dann stören.

Das kränkte Jenny, schließlich hatte ihr Vater sie während der letzten Jahre öfter um ihre Meinung gebeten. Und nun behandelte er sie wie Luft. Jenny war sich sicher, dass sie das Bossards unheilvollem Einfluss verdankte. Natürlich hatte Jenny für diesen Verdacht keine Beweise, umso mehr ärgerte es sie, dass ihr Vater, der doch über eine gehörige Portion an Menschenkenntnis verfügte, ausgerechnet bei Bossard blind wie ein Maulwurf war. Das völlig unterwürfige Benehmen der Hausbewohner bestärkte sie in ihrem Entschluss, Bossard mit Verachtung zu strafen. Kam er ihr auf der Treppe entgegen, machte sie kehrt und straffte die Schultern, auch wenn das nicht gerade dem tadellosen Benehmen einer jungen Dame entsprach. Doch das war ihr egal. Vater hatte den Fremden ins Vertrauen gezogen, anstatt wenigstens einen letzten Versuch zu machen, seinen Sohn Hermann zurück nach Breslau zu holen. Das verzieh sie ihm nicht so leicht.

Jenny vermisste ihren Bruder so sehr, dass ihr der Gedanke an ihn beinahe körperlich wehtat. Wie schön wäre es doch gewesen, wenn der Vater ihm und nicht Bossard die Leitung der Werkstätten und die Oberaufsicht über die Maler an der Schmiedebrücke übertragen hätte. Zumindest das Maklergeschäft, das Raphael seit einigen Monaten gemeinsam mit Jennys Großvater betrieb, hätte er Hermann überlassen können. Alles wäre wieder so wie damals gewesen, bevor Hermann nach Berlin gegangen war und sie in der Enge der schlesischen

Provinz zurückgelassen hatte, wo Juden wie die Biows auch nach dem Emanzipationsedikt, das der preußische Minister Hardenberg im Jahre 1812 erlassen hatte, bestenfalls geduldet wurden. Ein aus ärmlichen Verhältnissen stammender Jude wie Raphael Biow konnte froh sein, wenn er von reichen Christen überhaupt zur Kenntniss genommen wurde.

Jennys Vater hatte auf alle Demütigungen stets nur mit beißendem Spott reagiert und sich auf den Schutz seiner adeligen Gönner verlassen, die in ihren Palais anlässlich prachtvoller Bälle und Soireen mit Biows Gemälden angaben, als hätte ein sprechendes Äffchen sie auf die Leinwand gezaubert. Hermann, der sich nie damit hatte abfinden wollen, als Jude ausgegrenzt zu werden, war mit seinem Vater hin und wieder in Streit darüber geraten und hatte ihm vorgeworfen, den entscheidenden Schritt hinein in die preußische Gesellschaft nicht zu wagen. Er selbst, so hatte er Jenny vor seiner Abreise anvertraut, werde sich nicht damit zufriedengeben, hinter Ghettomauern zu leben und die Brotkrümel derer aufzusammeln, die sie großmütig von ihrer Tafel fegten. Er habe nicht vor, in Knechtschaft zu leben, sondern etwas aus seinem Leben zu machen.

«Seit Bossard hier herumlungert, erzählt Vater uns kaum noch etwas», beschwerte sich Jenny am Abend, als sie mit ihrer Mutter Rebecca und ihrer Schwester Mate in der Küche saß. Die Frauen stopften Gänsefedern in Kissenhüllen. Der große gusseiserne Ofen, dessen Rohr fast bis zu den geschwärzten Deckenbalken reichte, hüllte den Raum in angenehme Wärme. Im Kessel auf dem Herdfeuer brodelte eine kräftige Hühnersuppe, die von Charlotte mit Gewürzen abgeschmeckt wurde. Bald würde die Sonne untergehen, dann begann der Sabbat, an dem auch im Haus des Malers Biow alle Arbeiten ruhten.

«Vielleicht geht es um etwas Verbotenes, das Vater jede Menge Ärger einbringen kann. Bossard würde ich das zutrauen. Was wissen wir schon über ihn?»

Die beiden Frauen hielten inne und blickten erstaunt zu Jenny herüber.

«Was kümmern dich Vaters Geschäfte?», fragte Rebecca. Mit einem vorwurfsvollen Blick nahm sie eine Handvoll Federn aus der Holzkiste. «Du solltest etwas höflicher zu Heinrich Bossard sein. Er lungert nicht herum, sondern ist ein tüchtiger Verwalter. Erst gestern habe ich Vater sagen hören, dass der Allmächtige selbst Bossard zu uns geschickt haben müsse. Raphael konnte schon nicht mehr schlafen, weil er befürchtete, dass die Arbeiten, die draußen im Landhaus des jungen Grafen von Steinitz durchgeführt werden, ihn überfordern. Von Steinitz wird bald das gnädige Fräulein von Lepell heiraten. Sie ist eine Verwandte der Familie von Hoym, das stand auch in der Gazette, die Charlotte letzte Woche vom Markt nach Hause brachte. Und bis zur Hochzeit soll das Schlafgemach des Brautpaares noch mit Fresken geschmückt werden. Dein armer Vater ist nicht mehr jung genug, um täglich auf die Leiter zu steigen oder über die Gerüste zu laufen. Seine Augen werden schlechter, trotzdem weigert er sich, Iwan hinaufzuschicken. Er behauptet doch tatsächlich, Iwan sei nicht mehr flink genug.» Rebeccas Blick verriet Jenny, wie sehr sie sich über die Sturheit ihres Mannes aufregte.

«Willst du behaupten, Vater sei ein zitternder Greis, der keinen Pinsel mehr halten kann?» Jenny ärgerte sich nun ebenfalls. «Er ist noch rüstig genug, um es mit zehn Malern vom Schlag eines Bossards aufzunehmen. Ein Fremder, der im Haus alles durcheinanderbringt, ist so überflüssig wie Krampfhusten. Abgesehen davon könnte Hermann immer noch in Breslau sein, wenn Vater ihm nur ein bisschen entgegengekommen wäre. Früher haben die beiden doch auch zusammengearbeitet.»

Jenny bedachte ihre Schwester, die sich gegen die Stirn tippte, mit einem vernichtenden Blick. Es kränkte sie, dass ihr Lieblingsbruder im Haus an der Schmiedebrücke stets totge-

schwiegen wurde. Ihre Verwandten verhielten sich, als wären Hermanns Fleiß und Geschick für den Erfolg der Werkstätten ohne jede Bedeutung. Aber das stimmte nicht. Gewiss, von Rebecca durfte man nicht zu viel Begeisterung erwarten. Sie war Raphaels zweite Frau und, wie es dem Brauch entsprach, nicht gefragt worden, ob sie einen alternden Maler heiraten wolle. Ihr Vater hatte dem Drängen des *Schadchen*, des Heiratsvermittlers, nur zögerlich nachgegeben und Rebecca in ein Haus ziehen lassen, in dem fünf einsame Stiefkinder den Tod der Mutter betrauereten. Davon abgesehen, bescherte das Leben mit einem Künstler wie Raphael Biow einem Mädchen aus strenggläubigem Elternhaus nicht nur glückliche Zeiten. Rebecca hatte dafür gekämpft, dass die Familie ihres Ehemanns wenigstens ein paar der Gebote einhielt, die sie aus ihrer Kindheit kannte. Doch weder sie noch ihr Vater, der Viehhändler Seeligmann, der sich von Zeit zu Zeit im Haus einfand, hatten verhindern können, dass Raphaels Kinder beschlossen hatten, draußen in der Welt der Christen ihr Glück zu suchen.

Für Rebecca war Hermann, Raphaels ältester Sohn, ein Unruhestifter und die Wurzel allen Übels. Sie hielt ihn für einen Taugenichts, auch wenn er hübsch malen konnte und die Kunst des Lithographierens beherrschte wie kaum ein Zweiter in der preußischen Provinz Schlesien. Er hatte seinen Vater auch überredet, christliche Maler wie den alten Iwan weiter zu beschäftigen. In Rebeccas Augen war Hermann jedoch leichtsinnig und flatterhaft. Ein Mann, der stets nach den Sternen griff, aber vom Gebot, Vater und Mutter zu ehren, nichts hielt. Wäre er sonst einfach davongelaufen wie ein trotziger Lehrjunge? Nach Berlin? Was zog nur alle Welt nach Berlin? Für Rebecca war Berlin ein Sündenpfehl, eine Mördergrube, die selbst die Frommsten zu verschlingen drohte. Und zu den Frommsten gehörte Hermann mit seinen hochfliegenden Ideen und Plänen nun wahrhaftig nicht. Nein, da war Rebecca der junge Bossard

angenehmer. Obwohl ihn im Hause Biow kein Reichtum erwartete, versah er seine Pflichten gewissenhaft; Rebecca hatte bislang noch keinen Fehler in den Auftrags- und Rechnungsbüchern entdeckt.

«Ich muss Mutter beipflichten», mischte sich nun auch Jennys ältere Schwester ein, die bis dahin schweigend zugehört hatte. Obwohl auch Mate nur Rebeccas Stieftochter war, standen sich die Frauen so nahe, dass Jenny sich in ihrer Gesellschaft manchmal überflüssig vorkam.

«Ich weiß, warum du Hermann vermisst, schließlich hat er dir jede Menge Flausen in den Kopf gesetzt. Er hat dir eingeredet, Talent für die Malerei zu haben, und hat Vater damit so lange in den Ohren gelegen, bis er dir Unterricht geben ließ. Du durftest malen, während ich deine Arbeiten im Haus mit erledigen musste.» Mate schnaubte empört. «Seien wir froh, dass Hermann sich davongemacht hat. In Berlin soll er sich mit Glücksspielern und liederlichen Weibern herumtreiben. Aber Erfolg als Maler hat er nicht. Vermutlich wird er eines Tages von einem betrogenen Ehemann im Duell erschossen. Oder er endet am Galgen.»

«Ich wünschte, ich dürfte bei ihm wohnen, dann müsste ich mir dein törichtes Geschwätz nicht anhören», erwiderte Jenny. «Hermann ist weder ein Aufschneider noch ein Weiberheld. In Berlin ist es nun mal nicht leicht, Erfolg zu haben. Hermann schreibt, dass ein Künstler nur dann eine Chance hat, von den richtigen Auftraggebern wahrgenommen zu werden, wenn der König auf ihn aufmerksam wird und ihn weiterempfiehlt.»

Jenny hätte ihrer Schwester am liebsten erzählt, dass Hermann längst Verbindungen zum Königshaus geknüpft hatte; doch sie tat es nicht, weil Hermann sie in seinem letzten Brief gebeten hatte, den Eltern nichts davon zu verraten. Er wollte nicht, dass sie sich Sorgen machten. Die Wahrheit über seine

unorthodoxe Lebensweise würde in Breslau noch früh genug die Runde machen.

Jenny stand auf, um die Küche zu verlassen, doch der warnende Blick ihrer Mutter zwang sie, sich wieder an den Tisch zu setzen und ihre Arbeit fortzusetzen.

«Lass sie gehen», sagte Mate mit einem nachsichtigen Lächeln. «Getroffene Hunde bellen. Jenny ist schlecht gelaunt und eifersüchtig auf Bossard, weil ihr nach Hermanns Auszug keiner mehr Beachtung schenkte. Es wird Zeit, dass sie aufwacht und begreift, dass sich nicht die ganze Welt um sie dreht. Sie ist keine Künstlerin und wird niemals eine werden. Mit ihren Hirngespinnsten vergrault sie auch noch den letzten Mann, mit dem Vater sie verheiraten könnte.»

«Das ist nicht wahr», protestierte Jenny. «Wenn hier jemand eifersüchtig ist, dann bist du das! Und verheiratet bist du ja wohl auch nicht, dabei bist du sechsundzwanzig und drei Jahre älter als ich. Eine richtige alte Hexe!»

Nun war es an Mate zu erröten. Bei einem Wortwechsel mit Jenny zog sie oft den Kürzeren, weil sie nicht darüber nachdachte, dass die meisten Vorwürfe, die sie ihrer Schwester machte, auf sie selbst zutrafen. In der Tat war noch kein Bewerber um Mates Hand an der Schmiedebrücke aufgetaucht, wenn man von dem Krakauer Pelzhändler einmal absah, einem Mann im Alter ihres eigenen Großvaters, der sich auf der Rückreise in seine Heimat betrunken hatte und dabei jämmerlich versunken war. Dessen ungeachtet hegte Mate noch immer die Hoffnung, nicht als alte Jungfer zu enden. Wie ihre Stiefmutter nahm auch sie die Traditionen und Regeln ihrer Väter ernst, während Jenny nur noch ihren Eltern zuliebe den Sabbat hielt. Sie weigerte sich aber strikt, die hebräischen Gebete, deren Sinn sie nicht verstand, mitszusprechen. Für sie lag die Zukunft in der Anpassung an die christliche Umwelt.

Als wirkliche Schönheit galt indes keine der beiden Schwes-

tern. Mate hatte zwar ein hübsches Gesicht, war aber groß und breit gebaut, wodurch sie den Eindruck eines plumpen Marktweibes erweckte. Da sie zu ihrem Leidwesen viele Männer um Haupteslänge überragte, hatte sie es sich angewöhnt, die linke Schulter herabhängen zu lassen und sich sogar ein wenig schief zu halten, was alles andere als vorteilhaft aussah. Dazu kam eine angeborene Kurzsichtigkeit, die Mate zwang, ihre Augen zuzukneifen, wenn sie jemandem auf der Straße begegnete. Die teuren Brillengläser, die ihr Vater vom Stadtopticus für sie hatte schleifen lassen, blieben meist unbenutzt im Nähkorb liegen.

Jenny dagegen war klein und zierlich und sah mit ihrem schmalen, blassen Gesicht aus, als bekäme sie nicht genug zu essen. Mit üppigen Rundungen, wie Mate sie besaß, konnte sie nicht dienen, und wäre ihr langes, tiefschwarzes Haar nicht gewesen, hätte man sie für einen Knaben halten können. Klein und meist unscheinbar gekleidet, hatte sie bereits als Kind dafür kämpfen müssen, sich gegenüber ihren älteren Geschwistern zu behaupten. Dies war ihr gelungen, indem sie ihren Verstand geschärft und an ihre Stärken geglaubt hatte, anstatt über Schwächen und mangelnden Liebreiz zu jammern. An dem Tag, an dem ihr Vater Jenny erlaubt hatte, in seinem Atelier zu malen, hatten ihre Schwestern aufgehört, sich über sie lustig zu machen. Raphael sprach selten ein Lob aus, tat er es aber, dann wusste man, dass er es ernst meinte. Jennys Schwestern wäre es hingegen nicht eingefallen, zu Pinsel und Leinwand zu greifen. Sie hassten die Malerei und waren froh, dem Haus ihrer Kindheit Lebewohl zu sagen, als sich eine Gelegenheit fand. Außer ihr war nur Mate geblieben.

«Wir sollten zusehen, dass wir endlich mit den Kissen fertig werden», mahnte Rebecca, um den Streit ihrer Töchter zu schlichten. Müde straffte sie den Knoten des schwarzen Tuchs, unter dem sie ihr kastanienbraunes Haar verbarg. Manche Frauen ihrer Gemeinde rasierten sich den Schädel, doch das

kam für sie nicht in Frage. «Großvater kommt heute Abend zum Nachtessen. Er ist pünktlich wie ein Bierkutscher und schätzt es überhaupt nicht, wenn wir am *Schabbat* über Vaters Arbeit sprechen. Je älter er wird, desto starrsinniger wird er auch.»

Jenny teilte diese Einschätzung, doch da sie in ihrer Mutter und Mate keine Verbündeten fand, um Bossard wieder loszuwerden, nahm sie sich vor, ihren Großvater ins Vertrauen zu ziehen. Das würde nicht einfach werden, da der Alte alles, was mit der Malerwerkstatt seines Schwiegersohns zusammenhing, für teuflisch hielt. Aber versuchen musste sie es. Möglicherweise ließ sich über ihn auch herausfinden, ob an Mates Vorwürfen gegen Hermann etwas dran war. Führte er tatsächlich das Leben eines Menschen, der niemandem Rechenschaft schuldete, nicht einmal Gott? Empfing er Frauen in seiner Wohnung und besuchte das Theater oder Bälle in den Palais vornehmer Personen, die Jenny hier in Breslau die Tür vor der Nase zuschlagen würden?

Jenny hätte das so gerne gewusst. Gleichzeitig verspürte sie ein bedrückendes Gefühl von Einsamkeit. Vielleicht hatte sie sich als Jüngste in der Familie in eine abwegige Idee verrannt. Vielleicht war sie nur enttäuscht darüber, nach Hermanns Auszug niemanden mehr zu haben, mit dem sie über ihre Träume und Wünsche sprechen konnte. Sie nahm sich dennoch vor, gleich nach dem Abendessen einen Brief an Hermann zu schreiben. Ihr Bruder sollte ruhig wissen, dass sein Vater das Atelier an der Schmiedebrücke in fremde Hände gegeben hatte. In die Hände eines Mannes, dem alle vertrauten. Alle außer ihr.

Jenny fand, dass die Stimmung beim Nachtmahl gut zu dem nebeligen Herbstabend passte. Durch das Fenster konnte sie beobachten, wie der Wind das verfärbte Laub der Gasse durch die Luft wirbelte, bis ein Sog entstand. Immer wieder klatschten rote und gelbe Blätter gegen die Scheibe. Klamme Feuchtigkeit bahnte sich ihren Weg durch die undichten Stellen im Dach des alten Hauses. Obwohl Rebecca und die Mägde sich bemüht hatten, noch vor Sonnenuntergang kräftig einzuheizen, wurde es zunehmend kälter in der Stube. Kaum dass Rebecca die Sabbatkerzen entzündet und einige hebräische Segensprüche vor sich hin gemurmelt hatte, brütete die Familie beim Essen schweigend vor sich hin.

Raphael Biow, ein rundlicher Mann mit Doppelkinn, dessen silbergraue Locken ihm in die zerfurchte Stirn fielen, wich den Blicken seiner Angehörigen aus. Mechanisch führte er den silbernen Suppenlöffel zum Mund und verbrannte sich wiederholt die Lippen, weil er vergaß, die heiße Suppe abkühlen zu lassen. Er schien mit seinen Gedanken für sich bleiben zu wollen und beantwortete die Fragen seiner Frau nach Angelegenheiten des Haushalts nur einsilbig. Nicht einmal umgezogen hatte er sich, obwohl das zu Ehren des Sabbats eigentlich nötig gewesen wäre; bis Sonnenuntergang hatte Raphael gearbeitet. An der hastig übergeworfenen Weste aus schwarzem Tuch fehlten mehrere Knöpfe; das leicht angegilbte Hemd hatte Charlotte eigentlich schon dem Lumpensammler übergeben wollen. Nicht einmal das schwarze Seidenkäppchen des Hausherrn war unversehrt geblieben. Er musste es beim Arbeiten getragen haben, denn es wies frische Farbspritzer auf. Auch an Raphaels Finger-

kuppen klebte grüne Farbe, die er vor dem Essen wohl nicht ganz hatte abwaschen können.

Seinem Schwiegervater entging das nicht; gereizt schüttelte er den schlohweißen Kopf. «Kann mir einmal jemand sagen, warum ich mich bei euch schon wie auf dem Friedhof fühle?», platzte er heraus. «Ist es mein Besuch, der euch das Essen bitter macht, oder die Tatsache, dass mein Schwiegersohn es versäumt hat, sich ordentlich die Hände zu waschen?» Er sah Raphael Biow herausfordernd an. Die beiden Männer hatten ihre Schwierigkeiten miteinander. Das lag nicht an Rebeccas gelegentlichen Beschwerden über ihren Gatten, diesbezüglich konnte der Alte keine Kompromisse, eine Frau hatte sich ihrem Ehemann unterzuordnen. Nein, die Konflikte zwischen Seeligmann und dem Maler wurzelten darin, dass der Viehhändler nichts von Kunst verstand. Das «Bildermalen», wie Seeligmann Raphaels Arbeit geringschätzig nannte, war in seinen Augen keine anständige Arbeit für einen frommen Juden. Um den Familienfrieden zu wahren, hatte sich Raphael von Rebecca überreden lassen, gemeinsam mit ihrem Vater ein Geschäft aufzubauen, in dem sich die beiden Männer als Makler für Grundbesitz und Gebäude betätigten. Zu ihren Klienten gehörten Handwerker und Kaufleute, aber auch das preußische Militär, das immer auf der Suche nach geeigneten Unterkünften für seine Soldaten war. Raphael kümmerte sich allerdings nur halbherzig und ohne jeden Elan um die Geschäfte, was Seeligmann Anlass gab, dem Mann seiner Tochter Pflichtvergessenheit vorzuwerfen.

«Nun, mein Bester, ich dachte, du gibst mir wenigstens eine Erklärung, warum du dich seit Wochen nicht im Kontor hast blicken lassen! Gerade jetzt, wo der Seidenhändler Lassalle ein größeres Lager sucht, bräuchte ich dringend deine Hilfe.»

Raphael Biow tat den Vorwurf seines Schwiegervaters mit einem Achselzucken ab. «Ich kann mich momentan nicht auch

noch um die Wünsche des Tuchkrämers kümmern. In den Malstuben gibt es zu viel zu tun. Hinzu kommt der große Auftrag auf dem Gut des Grafen von Steinitz. Sobald der Sabbat vorüber ist, fahren wir wieder hinaus aufs Land.»

«Ausflüchte», knurrte Seeligmann. Er nahm eine Scheibe von dem zum Zopf geflochtenen Brot, das Jenny ihm reichte, und ließ die Mohnsamen auf das weiße Tischtuch rieseln. «Du solltest mir ein wenig mehr Respekt entgegenbringen.» Er schnippte herrisch mit Daumen und Zeigefinger. «Salz, Mädchen. Die Suppe schmeckt fad!»

«Respekt verlangst du?» Raphael Biow lächelte den alten Mann an; er gab Jenny mit einem Wink zu verstehen, ihm das Salzfässchen zu reichen. Ohne Eile ließ dieser die weißen Körnchen in seinen Suppenteller rieseln. «Respekt muss man sich verdienen, so wurde es mir jedenfalls beigebracht. Du, lieber Schwiegervater, bist nicht einmal älter als ich. Als Kinder saßen wir gemeinsam in der Schulbank. Ich erinnere mich, dass du die Rute des *Malamud* doppelt so oft zu spüren bekamst wie ich.»

«Damals waren eure Leute in Breslau aber nur geduldet!», fauchte Seeligmann. Er wurde ungerne daran erinnert, dass seine angestrebte Laufbahn als Schriftgelehrter der Gemeinde im Sande verlaufen war. «Der König hätte euch jederzeit vertreiben können. Vergiss nicht, dass du deinen Schutzbrief der Ehe mit meiner Tochter verdankst!»

«Inzwischen besitzen wir Biows das Bürgerrecht, außerdem verfüge ich über Beziehungen, von denen du nur träumen kannst, verehrter Schwiegervater!»

So ging es noch eine Weile hin und her, bis sich Jennys Großvater murrend verabschiedete und den Heimweg antrat. Jenny bot an, den alten Mann noch ein Stück zu begleiten, denn die Schmiedebrücke lag in völliger Dunkelheit. Nur aus wenigen Häusern drang Licht auf die Straße hinaus. Wieder einmal

hatten die Laternenanzünder vergessen, in den Vierteln hinter dem Rathaus ihrer Pflicht nachzukommen. Auch rüstigere Menschen als der alte Seeligmann waren nicht davor gefeit, im Finstern zu stolpern und sich die Knochen zu brechen.

«Lass nur, Mädchen», wiegelte Seeligmann ab. Er blickte Jenny, die ein wenig unbeholfen an der Tür stand, an, als nähme er sie zum ersten Mal an diesem Abend wahr. Dann strich er ihr kurz über das Haar. «Weißt du, dass du wie deine Großmutter aussiehst?»

«Wirklich?» Gerührt drückte Jenny die Hand des alten Mannes; sie hatte ihre Großmutter geliebt, denn sie war gütig gewesen und hatte auch Hermann wie ihr Enkelkind behandelt. Vielleicht steckte in Seeligmann doch ein weicherer Kern, als sie angenommen hatte. «Ich erinnere dich an sie?»

«Aber ja. Deine Großmutter war ebenso dürr wie du. In ihrem Hals steckte ein Abszess, der ihr das Schlucken unmöglich machte. Ha, furchtbar war das!»

Bevor Jenny etwas sagen konnte, schob Seeligmann sie zurück und forderte sie auf, wieder in die Stube hinaufzusteigen. «Ein junges Ding sollte in einer so ungemütlichen Nacht nicht das Haus verlassen. Schick mir lieber eine Magd oder die Dicke mit der schiefen Schulter.»

Jenny seufzte, wagte aber trotz ihres aufsteigenden Ärgers einen letzten Versuch, sich Gehör zu verschaffen. «Ich brauche Hilfe, Großvater», flüsterte sie, während sie Seeligmann den Umhang zuband. «Ich mache mir große Sorgen.»

«Ach was, ich komme schon allein zurecht! Und sprich etwas lauter, Mädchen!»

«Davon rede ich doch gar nicht!» Jenny war nun wirklich wütend. Dass der Alte zurechtkam, war allseits bekannt. Vier Haushälterinnen hatte er schon in die Flucht geschlagen, und er war noch rüstig genug, es mit weiteren vier aufzunehmen. «Meine Sorge gilt Vater.»